

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 10 (1934)  
**Heft:** 15  
  
**Artikel:** Irene die Unbekannte [Fortsetzung]  
**Autor:** Cahuet, Albéric  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-754585>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Irene die Unbekannte

Roman von  
Albérie Cahuet

Autorisierte  
Übertragung von  
Alfred Graber

Vierte Fortsetzung

Copyright by A. Graber, Zürich 1934

## Die Frau ohne Schmuck.

«Blau ist große Mode dieses Jahr.»  
«Finden Sie, daß das den Frauen gut steht?»  
«Immer nicht. Nur den Blondinen, aber wer ist eigentlich nicht blond?»

«Beispielsweise unsere gute Fürstin Dobanoff. Sehen Sie sich übrigens einmal ihre Hände an. Ein Juwelenschatz! Und dann ihre Perlen. Frau Sullivan trägt überhaupt keinen Schmuck, sehen Sie nur!»

«Seltsam. Noch eine Besonderheit mehr an ihr.»  
Zufällig sah sich die Frau, von der gesprochen wurde, gerade um. Das Gespräch wurde abgebrochen, und man redete wieder von «Moni», die ihren Generalstab an diesem Abend im Andelys versammelt hätte.

Nahezu zweihundert Gäste waren zu ihrer Veranstaltung erschienen, die in den Räumen der Wirtschaft umherwanderten oder sich im Garten verloren, der sich bis ans Ufer der Seine hinunterzog. Durch die Hecken schimmerte das silberne Band des Flusses, in dem sich der dunkle Sommerhimmel spiegelte. Der Hauptsaal der Wirtschaft war überall mit prächtigen Blumen verziert, zwischen deren mauvefarbenen, weißen und roten Blüten sich nun die Herren in ihren schwarzen Smokings hin und her bewegten. Unter den Gästen befand sich auch ein derer, der seiner unverständlichen Budgets vielgeprüfener Finanzminister, der infolge seiner mißglückten Spekulationen um Amt und Würden gekommen war. Ihn umstand ein ganzes Gefolge geldgieriger Leute, die wie Saitrapen eines persischen Königs nach einem Wort des Erhabenen haschten. Nicht weit von dieser Gruppe konnte man den Maharadscha von Indore entdecken, der, seiner Herrlichkeit bewußt, auf zwei orientalische Herren fürstlichen Geblütes herabschaute, die ihr Geld verloren hatten und sich nun bemühten, seine Person zu umschmeicheln. Etwas weiter in einer Ecke saß eine ehemalige Vedette, die wehmütig ihrer strahlenden Vergangenheit gedachte, um die sie leider kein Mensch mehr kümmerte. Aufmerksam lauschte sie dem Gespräch eines pensionierten Generals in Zivilkleidung, der voller Verve auf einen Greis einredete, der behauptete, daß die Liebe zu wissenschaftlichen Arbeiten in dem Moment erlösche, in dem man keine Herzensregung mehr zu einer schönen Frau empfinden könne. Überall harrten Massengerboys, deren Mienen höchste Dienstbeflissenheit ausdrückten, des Winkes eines der Gäste.

Auch Morèze und Savière waren da. Sie hatten der Einladung nicht fernbleiben können. Morèze, weil er einen Modebericht über die gesellschaftliche Klangfarbe der hier ausgestellten Roben für seine Zeitung zu schreiben hatte, und Savière, weil er sie liebte, Frondienste für Moni zu leisten. Er amüsierte sich, wenn er daran dachte, wie er früher mit ihr getanzt, geflirtet und gespielt hatte, ehe sie sich ihre Fürstentitel eroberte.

Ohne die russische Revolution, den Sieg Lenins und den Zusammenbruch des alten Regimes wäre die Witwe Marimier, eine geborene Monique Séverane, trotz ihrer Millionen niemals Fürstin Dobanoff geworden. Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß sie die Tochter eines französischen Großindustriellen war. Nun gehörte sie durch ihre Heirat in den Familienkreis der Kurland, Leuchtenberg und andere Herrscherhäuser Europas.

Der Fürst Dobanoff, der bei der Nachricht von der Ermordung Nikolaus II. aus Petrograd geflohen war, hatte wohl sein Leben, nicht aber sein Vermögen retten können. In der ersten Zeit hatte er mit der dem Russen eigentümlichen Unbekümmertheit um die Zukunft von den Geldern gelebt, die er auf englischen und französischen Banken liegen hatte. Nach sechs Jahren verschwenderischen Lebens aber hatte er daran gehen müssen, sein Brot als ehrlicher Kaufmann zu erwerben. Er hatte den

Schmuck seiner Familie verkauft. Diese Tätigkeit hatte ihn aber so angestrengt, daß er sich noch ein paar Jahre später, — man schrieb 1924 — allerdings wieder in Voraussicht eines neuerlichen, gänzlichen Ruins, mit der Geste eines Grandseigneurs dazu entschloß, ins Familienleben zu flüchten. Monique Marimier, damals Witwe eines 1917 in der Champagne gefallenen Fliegeroffiziers, hatte es notwendig gefunden, ihre Witwenschaft durch einen ungeheuren Aufwand an schwarzem Crêpe de Chine, Taft und Marocain zu pflegen. Erstens stand ihr Schwarz sehr gut, vor allem aber erinnerte die Farbe sie täglich vor dem Spiegel an ihre schmerzlichen Gefühle als Witwe. Das war auch sehr nötig, denn sie hatte mit ihrem teuren Gatten nur zweimal je vierundzwanzig Stunden verbracht, als er auf Urlaub zu ihr gekommen war. Schließlich aber war ihre zarte Seele der gleißnerischen Versuchung des Snobismus erlegen. Ihr Wunsch, Fürstin zu werden, erwies sich als übermächtig. Sie wurde es, obwohl ihr Herr Vater für diese Ehe auf einiges von dem verziehen mußte, was ihm die Freude seines Lebens war: Geld. Allerdings vermochten die väterlichen Gelder diese Ehe nur zu schließen, nicht aber, seine Hoheit den Fürsten Dobanoff zur eigentlichen Erfüllung des Sinns jeder Ehe zu bewegen. Der Fürst hatte nämlich leider die Liebe zu genau kennengelernt, und zwar alle Arten von Liebe, wie man in eingeweihten Kreisen versicherte, so daß er sich nur mit dem Namen eines Ehemanns begnügen mußte, ohne seine Rolle wirklich spielen zu können. «Eigentlich bin ich immer noch Witwe», meinte seine junge Frau bitter, und empfand angesichts ihrer Reize darüber heftigen Kummer.

Bald jedoch hatte sie sich nach einem neuen, geeigneten Objekt für ihre verschwärmte Liebesbereitschaft umgesehen und es in der «Russenhilfe» entdeckt. Sie entwickelte dabei eine außerordentlich phantasievolle Tätigkeit, bei der sie sich von einer Reihe würdiger, von ihr kommandierter älterer Damen helfen ließ. Natürlich wäre sie, wenn sie diesen Einfall nicht gehabt hätte, unweigerlich in die Arme der Literatur oder gar in die der Politik geraten. Schon Balzac meinte ja, daß auf diesen Gebieten für eine moderne Frau Betätigungsmöglichkeiten winkten, die sich ihr früher nur im Kloster geboten hätten. Nichts sei einer stolzen Frau, die über viel Zeit verfüge und trotzdem noch Tatendrang in sich verspüre, so sehr zu empfehlen, wie Wahlreden halten oder Bücherschreiben. Insofern war Monique sehr geschickt gewesen. Waren für ihre Organisation nicht politische und literarische Fähigkeiten, Demut und Stolz zugleich erforderlich?

Bis zu Kriegsende reiste sie als Wohltäterin in ganz Frankreich, Belgien und Italien umher und hätte auch die Balkanländer nicht verschont, wenn man sie daran nicht gehindert hätte. In den folgenden Jahren verschwendete sie dann auf ihr Werk weiterhin eine große Fülle von Unternehmungsgeist, der nur leider nicht dem eigentlichen Sinn und der finanziellen Sicherung ihres Hilfswerkes zugute kam. Sie habe, so sagte man, täglich zwei Einfälle, was für einen Mann schon viel, für eine Frau aber des Guten zu viel sein dürfte. Solange es sich darum handelte, Blumen und Süßigkeiten unter Kranken zu verteilen, oder wollene Gilets in allen nur möglichen Farben anfertigen zu lassen, fand sie stets einen Ausweg. Als sie aber nach dem Kriege ihr rein auf rührender Sentimentalität aufgebautes Liebeswerk neben anderen, schon bestehenden Fürsorgeeinrichtungen solideren Charakters, die ihre Gelder in sinnvoller Weise zur Stillung des Massenelends verwendeten, weiterführen wollte, sank es sehr rasch zu einer mondänen Angelegenheit herab. Zudem herrschte Ebbe in den Kassen, weil niemand mehr zum Geldspenden zu bewegen war. Just während dieser Krisenzeit heiratete sie den Fürsten Dobanoff, um sich bald darauf, nachdem ihr Mann sie so bitter enttäuscht

hatte, einer anderen, gewaltigen Aufgabe zu widmen, nämlich der Unterstützung der nach Frankreich geflüchteten Russen.

Die Aufgabe, die ihrer harnte, versetzte sie bald in eine Art Wohltätigkeitsfieber. Nur mit größter Mühe brachte sie es schließlich fertig, ihre nach tausend Richtungen schweifende Phantasie auf ein bestimmtes Ziel zu konzentrieren.

Nachdem die Flüchtlinge zehn Jahre lang versucht hatten, fern ihrer Heimat zu leben, fanden sie sich allmählich im fremden Land zusammen, um irgendwie über ihr unglückliches Schicksal hinwegzukommen. Bisher waren sie planlos wie Schiffbrüchige auf einem unbekannten Eiland umhergeirrt. Langsam begannen sie nun, ihr Leben neu aufzubauen, wie Menschen, die einen Boden bestellen, der ihnen nicht gehört.

Bisweilen hat man das Elend der russischen Emigranten mit dem der Franzosen während der Revolution verglichen, ohne dabei sehr große Unterschiede, die in der Wesensart der beiden Völker liegen, genügend zu berücksichtigen. Die Franzosen waren moralisch und politisch geeint, sie unterstellten sich gemeinsamen Prinzipien und Führern, so daß sie selbst noch in der Verbannung eine eng zusammenhaltende Gemeinschaft, das heißt eine einflußreiche Macht darstellten. Die Russen aber glaubten, auch noch im Exil voller Ranküne und Dünkel daran festhalten zu müssen, daß sie einstmaligen verschiedenen Gesellschaftsklassen angehört hatten, so daß der Student dem Offizier, der Adlige dem Bürger möglichst aus dem Weg ging, wobei jeder dem andern die Schuld an Rußlands Untergang in die Schuhe zu schieben versuchte.

Wenn man sich schließlich trotzdem half, so zwang dazu die Notwendigkeit, sich am Leben zu erhalten, und nicht zuletzt hegte jeder die stille Hoffnung, eines Tages in die Heimat zurückkehren zu können. Solidarität bestand nur so lange, als es galt, sich den Hunger vom Leibe zu halten. Die Lage der meisten war so, daß ihnen nichts übrig blieb, als anzunehmen, was sich ihnen gerade bot, wenn sie nicht Selbstmord begehen wollten. Am schlimmsten ging's dabei den früheren Adeligen, die an ein luxuriöses Leben gewöhnt waren. Infolge ihrer meist außerordentlichen Unerfahrenheit in allen praktischen Dingen des Lebens waren sie gezwungen, sehr untergeordnete Berufe zu ergreifen, um nur das nackte Dasein fristen zu können. Viele waren Taxichauffeure geworden, soweit sie nicht ihr Brot als Arbeiter in Fabriken verdienten, Seite an Seite mit Studenten, die die Revolution über rascht hatte, ehe sie ihr Diplom in der Tasche hatten. Andere fanden Beschäftigung als Köche in Restaurants, die sich auf russische Küche spezialisierten. In Passy kannte Monique eine Gaststätte, deren Inhaber den Rang eines Obersten in der russischen Armee bekleidet hatte. Die Kellner waren alte Gardeoffiziere. In der Rue D. begrüßte ihr Mann bisweilen einen ehemaligen Großgrundbesitzer, der in Rußland über mehr als hundert Dörfer geherrscht hatte. Jetzt wusch er Geschirr ab. Sein Sohn, der in einem Café diente, setzte seine Gäste in höchstes Erstaunen, da er kein Trinkgeld annehmen wollte. In einem Hotel in der Rue des Renaudes hatten alle Angestellten außer dem Chasseur, der Rechtsanwalt gewesen war, der Armee als Offiziere angehört.

Eines Tages hörte Monique, wie ein hoher russischer Beamter, der jetzt Chauffeur bei einem Industriellen von Billancourt war, etwas schmerzlich sagte:

«Ich glaube, daß alle Leute es darauf abgesehen haben, mich durch ihre Höflichkeit zu verletzen.»

Eines Mittags sah sie vom Auto aus, das infolge einer Verkehrsstauung nur langsam weiter konnte, einen Diener in Livree, der einen Foxterrier spazieren führte. Sie machte ihren Gatten auf den ungewöhnlich schönen Menschen aufmerksam, dessen aristokratische Erscheinung ihr

(Fortsetzung Seite 442)



so wenig zur Livree und der lächerlichen Promenade mit einem Hund zu passen schien. Aber schon hatte der Fürst dem Unbekannten freundlich zugewinkt, der den Gruß mit vollendeter Höflichkeit erwiderte.

«Mein Gott», rief Monique, «kennen Sie den Mann denn?»

«Aber natürlich», hatte ihr der Fürst geantwortet. «Noch 1916 war er Chef der Moskauer Polizei.»

Die armen Flüchtlinge! Die Mehrzahl von ihnen lebte, verbittert oder gleichgültig geworden, von der Hand in den Mund. Manche gewannen bisweilen beim Spiel oder an der Börse ein paar tausend Francs, um sie noch am selben Abend wieder auszugeben und sich dann achselzuckend in die Misere zurückzufinden. Am meisten bewunderte Monique dabei die Frauen, ihre stolze Resignation, weil sie wußte, wieviel schwerer es einer Frau als einem Mann fällt, ein Unglück zu vergessen. Sie hatten keine Ahnung davon gehabt, was es hieß, sich sein Brot selbst verdienen zu müssen. Sorglos hatten sie in den Tag hineingelebt und ihren Reichtum wie eine Selbstverständlichkeit genossen. Nun mußten sie Kleider konfektionieren, ohne je nähen gelernt zu haben, mußten als Barmädchen dienen oder sich in Verschönerungssalons als Masseusen und Maniküren ihren Lebensunterhalt verdienen.

Mehrmals hatte Monique eine ukrainische Komtesse bei sich zu Tisch gehabt, die jetzt als Platzanweiserin in einem Kino beschäftigt war und sich über diese Anstellung noch freute, da sie vordem nur als Küchenmädchen im Café de la Paix hatte unterkommen können. Eine andere verkaufte Patisseries, bisweilen sogar an reiche Freunde von ehemals, die es nicht nötig hatten, sich Arbeit zu suchen, da sie die Klugheit gehabt hatten, ihr Vermögen in ausländischen Banken anzulegen. Viele von ihnen führten ihr verschwenderisches Leben weiter, nahmen an Cocktailparties teil, verlebten ihre Ferien in Biarritz oder ließen sich Schönheitspreise in Deauville zusprechen. Dabei gaben sie sich noch den Anschein, als ob die Revolution einen Glorienschein tragischen Märtyrertums um ihr Haupt gewoben habe, den sie aber mit Würde zu tragen wußten.

Unter den Flüchtlingen hatte sich allmählich die Gewohnheit herausgebildet, sich zu allerlei Wohltätigkeitsveranstaltungen zusammenzufinden, wobei es keine Rolle spielte, ob jemand Geld hatte oder keines. Jedes Jahr wurden die Ansprüche höher geschraubt, ein Fest löste das andere ab. Bald war es ein von den Rechtsanwälten arrangierter Ball, bald wieder ein Studentenfest, und kaum war das vorüber, als auch schon die Ärzte, die Journalisten, Dichter und Gelehrten Einladungskarten verschickten. Wer nur immer kommen konnte, erschien, um dann selbst auf das Risiko hin, am nächsten Tage nichts zu essen zu haben, ein paar hundert Francs auszugeben. Doch was machte das! Für eine Nacht war man alle Gedanken an die Misere los und ließ zudem einige noch ärmere Schlucker an der Herrlichkeit teilnehmen, auch wenn man selbst kaum etwas zu beißen hatte. Für eine so feinfühlig und scharfe Beobachterin wie Monique waren diese Soireen natürlich aufregende Erlebnisse, entging ihr doch keiner der abgetragenen Smokings, keines der notdürftig hergerichteten Abendkleider oder gar bei der Heimfahrt der Anblick eines Chauffeurs, der sich wieder in sein Taxi setzte, während sein Jugendfreund ihm ein brüderlich gemeintes Trinkgeld in die Hand drückte.

Schließlich war Monique Mitglied des «Zemgor» geworden, einer Organisation, die es sich zur Aufgabe setzte, den Flüchtlingen Arbeit zu verschaffen, Krippen für die Kinder zu unterhalten und für ihren Unterricht zu sorgen. Auch bei dem von der Fürstin Peter Mestschersky gegründeten Altersheim Sainte-Geneviève-des-Bois hatte sie tatkräftige Hilfe geleistet.

Leider mußte sie die Entdeckung machen, daß ihre Geldmittel immer mehr zusammenschrumpten. Von allen Seiten wandte man sich um Unterstützung an sie, da sie sich allmählich einen Ruf als Wohltäterin erworben hatte, durch den ihre Selbstachtung beträchtlich wuchs. Ihre Organisation zugrunde gehen zu lassen, wäre ihr deshalb wie eine Niederlage der eigenen Person erschienen, und welche Pariserin hätte je ihre Niederlage eingestanden? Zudem war ihr Hilfswerk trotz vielerlei unnötigen Tands durchaus notwendig. Aus allen diesen Gründen also mußte sie sich darum kümmern, die noch zur Verfügung stehenden Gelder anderen Händen zur sorgsamsten Verwaltung anzuvertrauen. Doch an wen sollte sie sich wenden? Sie befand sich in einer höchst unangenehmen Klemme, aus der sie keinen Ausweg mehr wußte.

Durch einen glücklichen Zufall lernte sie um diese Zeit Frau Sullivan, die gerade nach Paris gekommen war, auf einem internationalen Fest kennen. Man machte die zwei Frauen miteinander bekannt, die sich eine Weile lang neugierig musterten, bis sie entdeckten, daß ihre Sympathie auf Gegenseitigkeit beruhte.

«Wie glücklich müssen Sie sich schätzen», sagte Irene, «daß Sie sich einer großen Aufgabe widmen können.»

«Wollen Sie mir damit zu verstehen geben, daß Sie an nichts Interesse finden?» fragte Monique. «Das kann ich nicht glauben.»

Irene antwortete nicht, doch ihr Lächeln erstarb auf ihren Lippen. Immerhin ließ sie sich Moniques «Hilfswerk» erklären, drückte den Wunsch aus, daran teilnehmen zu dürfen, und zeigte sich sehr großzügig. Voller Neugier betrachtete Monique ihr schönes Gesicht, das,

wie man versicherte, niemals die geringste innere Bewegung verriet.

Die vielen Leute, die Irene bald nach ihrer Ankunft in Paris kennenlernte, behandelte sie nie anders als mit kalter, gesellschaftlicher Höflichkeit. Alle Männer, die bereits glaubten, ihre Gunst zu besitzen, weil sie sie einen Abend hindurch geistreich unterhalten hatten, sahen sich bitter enttäuscht, wenn sie ihrem Lächeln ein zweites Mal begegneten. Doch einmal von ihr empfangen, kehrten sie immer wieder zu der seltsamen Frau zurück, deren Rätselfähigkeit einen faszinierenden Reiz ausübte, dem sich niemand zu entziehen vermochte. Und das bis auf ihren Namen, dem etwas Unerklärliches anzuhaften schien. Für gewöhnlich trat sie nicht unter dem Namen ihres Mannes auf, sondern unter einem selbstgewählten: Irene-Jean, der Männliches und Weibliches zugleich enthielt und nicht zuletzt Schuld daran trug, daß alle Welt sich zu der mysteriösen Frau hingezogen fühlte.

«Ich habe mit Irene-Jean in Cannes zu Mittag gegessen... Letzte Woche hatte Irene-Jean in Monte-Carlo beinahe die Bank gesprengt. Ich hatte das Glück, neben ihr am Tisch zu sitzen und ihre Karte zu spielen... In Chamonix habe ich Irene-Jean kürzlich die ersten Ski angeschnallt. Sie sah bezaubernd aus, wie ein junger König aus dem kalten Norden...»

Irene-Jean sagten alle diejenigen, die zu verstehen geben wollten, daß sie zu ihrem intimsten Freundeskreis gehörten, während man sich ihres Namens nur bei feierlichen Anlässen oder Einladungen in der höchsten Gesellschaft bediente. Daß sie von dieser empfangen wurde, konnte nicht weiter wundernehmen. In Paris wird jede Frau, die eine fürstliche Jacht in Cannes liegen hat, deren Mann ein amerikanischer Wirtschaftskönig ist und die auf eine atemberaubende Vergangenheit verweisen kann, mit Jubel aufgenommen. Paris betet jeden Abenteuer an. Wie oft erlebte es nicht gerissene Halunken, die sich auf Grund ihres Gesichts in den Salons so aufspielen konnten, als hätten sie Fürstentitel zu vergeben, oder gewöhnliche Provinzschönheiten, die mit dem Hinweis auf eine nicht vorhandene Riesenerbschaft zu flüchtigem Glanz und Ruhm gelangten!

Soldaten Menschen war Irene, falls man sie überhaupt mit ihnen vergleichen wollte, durch ihre unbezweifelbare Schönheit und ihren Geist bei weitem überlegen, was die Leute allerdings nicht hinderte, eine Abenteuerin großen Stils in ihr zu sehen. Den fast ungläubhaften Geschichten, die man sich über sie erzählte, eine neue, womöglich selbst erlebte Anekdote hinzuzufügen, bildete natürlich einen unbeschreiblichen Reiz. Die einflußreichsten Männer hatte sie ins Unglück gestürzt. Hing es nicht von ihrem Willen ab, noch andere ins Verderben zu bringen?

Weshalb Monique Irene von Anfang an die wärmste Freundschaft entgegenbrachte, war nicht leicht zu sagen. «Niemand versteht sie eben», meinte sie geheimnisvoll. Doch verstand sie sie in Wahrheit besser? Sicher glaubte sie, ihr Wesen bereits erfasst zu haben, wenn sie daran dachte, daß Irene, der aller Herzen zuflogen, abweisend in sich gekehrt blieb. Sie verdoppelte folglich ihre Zärtlichkeiten, die Irene vielleicht nicht ganz ernst nahm, auf die sie aber doch mit nachsichtlichem Lächeln einging. Wer vermöchte überhaupt zu sagen, aus welchen Gründen Frauen sich lieben oder verabscheuen?

Monique hatte ihrer Freundin dann, von der sie schon so viel Geld empfangen hatte, das Patronat über ihre Russenhilfe angeboten. Doch Irene lehnte ab.

«Ich möchte wirklich nicht die Lächerlichkeit begehen», antwortete sie, «etwas zu scheinen, das ich nicht bin. Die Zeitungen reden schon viel zu viel über mich. Erspare mir es bitte, öffentlich Dank einheimen zu müssen. Bring mich nicht in den Verdacht einer Wohltäterin, zu der ich gar kein Talent habe. Halte mir um Gotteswillen die Orden vom Leibe!»

«Aber Irene, willst du denn gar keine Freunde haben?»

«Ich glaube, deine Freundschaft zu besitzen. Das dünkt mich mehr, als ich je zu hoffen wagte.»

Als sie aber sah, welche flehende Bitte in den Augen Moniques lag, gab sie nach.

«Du mußt doch einsehen, liebe Moni, daß ich dich niemals ersetzen könnte. Wenn es aber eine Möglichkeit gibt, dir eine andere Freude zu machen, so bin ich natürlich gern bereit dazu. Willst du die Einladung für die Veranstaltung im Andelys in meinem Namen ergehen lassen?»

Darüber war Monique höchst erfreut gewesen. Ihre Einladungen befolgten die Leute doch nur aus Anstand oder entschuldigsten sich meist, verhindert zu sein, während eine Einladung im Namen Irenes den Reiz des Neuen in sich hatte und man mit zahlreichem Erscheinen der Gäste rechnen konnte. In der Tat waren an die zweihundert erschienen, die sich nun in den Räumen des Andelys schwatzend und lachend durcheinander bewegten.

«Ich denke mir», meinte Moréze zu Savière, als man vom Tisch aufstand, «daß die arme Monique wahrscheinlich nicht mehr weiß, wie sie ihre Russenhilfe finanziell durchhalten soll. Vielleicht wird sie die ganze Geschichte noch eine Zeitlang krampfhaft am Leben halten. Das ist die reine Prestigefrage. Aber passen Sie nur auf, man wird bald ein paar Maskenbälle steigen lassen, um hungernden Russen wieder Brot zu verschaffen. Das ist zwar

kein sehr neues, aber doch probates Mittel, um die Leute anzulocken. Hauptsache nur, daß Geld ausgegeben wird.»

Er hatte sich nicht geirrt, denn als er etwas später zusammen mit Savière Monique aufsuchte, fanden sie sie im Kreis einiger Intimen, mit denen sie gerade über ein schönes Fest beratschlagte, das in nächster Zeit arrangiert werden sollte.

«Eine Nacht», schlug jemand vor. «Die Nacht ist ja in Mode gekommen, und außerdem geben die Leute bekanntermaßen nur dann genügend Geld aus, wenn es dunkel ist.»

«Warum nicht?»

«Und wo soll die nächtliche Orgie stattfinden?»

«In meinem Park bei Marly, denke ich», schlug Monique vor. «Natürlich darf es nicht zu wild zugehen. Sonst würde man heutzutage sofort den Anspruch auf Originalität einbüßen.»

«Sie denken wahrscheinlich an die tausendundzweite Nacht? fragte sie ihr Nachbar.

«Nein, nein», erwiderte sie lachend, «das gäbe einen Skandal.»

«Oder in Konstantinopel?»

«Bloß keinen Orient! Als ob wir davon in Paris nicht mehr als genug hätten!»

«Gefällt Ihnen Afrika?»

«Ach, da muß man sich wieder schwarz anmalen, was nur Mühe macht und außerdem nicht neu ist.»

«Wie wäre es mit Venedig?»

«Das ist dem Lido zu nahe.»

«Oder China? Aber zu chinesischer Musik kann man nicht gut tanzen.»

«Ich schlage eine florentinische Nacht vor», sagte Savière schließlich. «Daran hat eigentlich noch niemand gedacht. Ich bin sicher, daß jeder von uns schon einmal bedauert hat, nicht in der Renaissance gelebt zu haben.»

Der Einfall gefiel allgemein. Man klatschte Beifall.

«Jedem steht es natürlich frei», erklärte er, «als Kirchenfürst oder Kondottiere, als Höfling oder Sbirre zu erscheinen. Für die Rolle der Lukrezia Borgia möchte ich allerdings Frau Sullivan vorschlagen.»

Irene erklärte sich einverstanden, für eine Nacht die Rolle der schönen Italienerin zu übernehmen.

«Sie werden es gewiß verstehen, ein lebendes Meisterwerk darzustellen, Frau Sullivan», sagte Savière galant.

«Und wann soll das Fest steigen, Frau Dobanoff?»

«So bald als möglich, denke ich. Die nötigen Vorbereitungen werde ich schon treffen. Vor allem kommt es darauf an, unserer langweiligen Zeit für ein paar Stunden zu entrinnen und genug Phantasie aufzubringen, damit man wirklich das Gefühl hat, in einem anderen Jahrhundert zu leben.»

Der Chrysler Moniques führte die beiden Freundinnen nach Paris zurück. Sie hatten zwar Savière, der Irene stets amüsanter zu unterhalten verstand, aufgefodert, mit ihnen zu kommen, doch er hatte abgelehnt, da er schnelles Autofahren verabscheute. Wenn überhaupt, setzte er sich nur in seinen eigenen kleinen Wagen, in dem er nie über ein gemächliches Tempo hinauskam und den er nach Belieben überall da anhalten konnte, wo er ein schönes Haus oder andere Dinge, die ihn interessierten, entdeckte.

Irene blickte nachdenklich vor sich hin, während Monique ihr von tausenderlei Dingen plapperte, die ihr gerade durch den Kopf schossen. In der Phantasie beschrieb sie ihrer Freundin all die Gestalten, die ihr Fest bevölkern würden. Dann schwatzte sie mit übersprudelndem Herzen von Luc Savière, als dem liebsten und gefälligsten Menschen, der je auf der Erde gelebt habe.

«Findest du nicht auch, daß er unter all den Intellektuellen seiner Art durch seine Distinguiertheit sofort auffällt? Das mondäne Leben macht aus ihnen sonst noch Serienfabrikate. Er allein setzt sich mit seiner Klugheit nicht in Pose. Wie schade, daß so wenige Menschen seine Bücher lesen! Sein Freund Frank Gerald hat einmal gesagt, daß er im Grunde genommen für niemanden schreibe. Aber das ist nicht richtig. Er schreibt für sich selbst, für mich und ein paar hundert Leute, die sich seine teuren Bücher kaufen können.»

Monique überlegte sich, ob sie ihn vielleicht liebte. Nur ein ganz klein wenig? Fest stand jedenfalls, daß sie seine Abwesenheit stets als eine Lücke empfand, die kein anderer hätte ausfüllen können. Despotisch zog sie ihn zu ihrer Arbeit heran, bei der er zwar nichts zu tun hatte, immerhin aber auf manche hübsche Idee kam, die sich verwerten ließ. Eigentlich liebte sie ihn, wie man ein kostbares Möbelstück liebt. In ihrer großen Menschen-sammlung war er die teuerste Dekoration.

«Wenn der Junge», fuhr sie fort, «wirklich etwas von Liebe verstünde, über die er oft so hübsch zu sprechen weiß, wäre ich vielleicht toll genug, mich durch seine Worte betören zu lassen, denn sie sind charmant.»

Mit allen diesen Dingen setzte sie Irene zu, als der Wagen plötzlich eine scharfe Wendung machte, um einem Liebespaar auszuweichen. Irene war bleich geworden.

«Es war nichts», sagte Monique, indem sie die Hand ihrer Freundin ergriff und sie zärtlich drückte.

«Hast du etwa Angst?»

Irene antwortete nicht sogleich. Erst nach einigen Minuten Stillschweigens fragte sie:

«Kann man sich auf den Chauffeur auch wirklich verlassen?»

(Fortsetzung Seite 444)



«Aber natürlich. Um Prosper würden mich Könige, selbst amerikanische Könige beneiden. Ich habe ihn sozusagen in der Garage großgezogen.»

«Das ist etwas anderes.»

«Deine Frage erstaunt mich. Was hast du nur? Woran denkst du bloß?»

«An nichts.»

«Ich finde dich heute wirklich merkwürdig, noch merkwürdiger, als du sonst zu sein pflegst. Ich beobachtete dich heute abend, als von dem Fest die Rede war. Willst du die Rolle der Lukrezia wirklich übernehmen?»

«Weshalb nicht? Ist es nicht ganz gleichgültig, wessen Rolle ich spiele, da ich meine eigene doch nie spielen kann?»

«Du bist ein drolliger Kauz. Man kommt aus dir nicht draus, mit deinem hübschen Gesicht, deiner Unschuldstimme und deinem zärtlichen Herzen.»

«Möchtest du mich anders haben?»

«Und warum bist du unter so augenscheinlicher Nachgiebigkeit so angriffslustig?»

«Vielleicht verteidige ich mich nur.»

«Nein.»

«Ganz wie du wünschst. Vielleicht ist es doch besser, wenn du dir nicht den Kopf über mich zerbrichst.»

«Du bist ein seltsames Wesen. Aber ich weiß schon, woran das liegt. Ich will es dir sagen: Du wehrst dich aus irgendwelchen Gründen gegen die Liebe.»

Irene zuckte ein wenig zusammen, nahm aber rasch wieder einen gleichgültigen Gesichtsausdruck an.

«Hast du in deinem Leben denn irgend etwas Schreckliches erlebt?»

«In meinem Leben? Wenn ich mich frage, wie mein Leben ist, finde ich immer nur eine Antwort: nichts.»

Bei diesen Worten setzte Irene ein kurzes, bitteres Lachen auf, das Monique traurig stimmte.

«Ich habe es gar nicht gern, wenn du so lachst.»

«Habe ich jemals anders gelacht? Aber liebe Moni, wie ernst du heute bist, wie langweilig! Und dabei bist du wirklich hübsch und frisch anzusehen, wie ein Aprilmorgen. Dein Kleid steht dir ausgezeichnet. Und diese Perlen...»

«Irene», unterbrach Monique ihre Freundin, «noch etwas, das mich bei dir stets erstaunt hat, da du gerade von meinen Perlen sprichst. Warum trägst du eigentlich keinen Schmuck? Noch nie habe ich eine Kette oder einen Ring an dir entdeckt.»

«Ich kann keinen Schmuck mehr tragen, weil selbst der teuerste nicht instande wäre, mir ein wertloses kleines Armband zu ersetzen, das ich einmal geschenkt bekommen habe.»

«Und weiter?»

«Das ist alles.»

«Aber warum trägst du dieses Armband dann nicht?»

«Ich habe es nicht mehr. Es ist verloren gegangen.»

«Und nervös geworden, setzte sie hinzu:

«Sprechen wir doch von etwas anderem! Siehst du nicht, daß du mich mit deinen Fragen quälst?»

## Frank macht eine Entdeckung.

Unter dem Reisegepäck Frank Geralds befand sich ein Koffer, der für seinen Diener, einen Mulatten namens Sam Harper, einen Gegenstand unaufhörlicher Ver zweiflung bildete. Es war ein alter, arg mitgenommener Kabinenkoffer, der des Schwarzen Seele Tag und Nacht beschäftigte und ihr keine Ruhe ließ. Sam zerbrach sich vergeblich den Kopf darüber, was eigentlich in dem Koffer sein könne. Doch er kam über phantastische Vermutungen nicht hinaus, und da seine Neugierde nie befriedigt wurde, hatte sich zwischen den beiden allmählich eine Feindschaft entwickelt, die auf Seiten Sams nachgerade in erbitterten Haß auszuarten drohte.

Sein Herr hatte ihm vor nahezu drei Jahren befohlen, auf den Koffer gut aufzupassen und ihn immer mit dem andern Gepäck zu versorgen, falls er ihm nicht eine andere Weisung geben würde. Doch die drei Jahre waren verstrichen, ohne daß Sam gesagt bekommen hätte, was mit dem elenden Ding nun geschehen sollte. Das nach Sams Auffassung gänzlich unnütze, ärgerliche, ja teuflische Gepäckstück hatte alle Reisen Geralds mitgemacht, hatte in allen Hotels und in allen Städten übernachtet, in denen Frank sich aufgehalten hatte. Nun war es also nach Paris gelangt, wie es noch im vergangenen Monat in Neuyork herumgestanden hatte. In ein paar Wochen würde es wahrscheinlich mit nach London reisen. Zu welchem Zwecke nur, wenn es sein Herr doch offenbar gar nicht brauchte, ja nicht einmal mehr daran dachte? Aus Rache hatte Sam dem Koffer deshalb die Nummer Null gegeben, was dem Koffer aber merkwürdigerweise ganz gleichgültig zu sein schien, denn er spielte in des Negers schlichtem Gemüt weiterhin eine außerordentliche Rolle. Oft träumte Sam davon, ihn einfach zu verlieren. Doch daran wurde er jedesmal durch das zornfunkelnde Auge seines Herrn verhindert, der sich für ihn im Traum in ein böses Ungeheuer verwandelte, das den armen Sam verschlingen wollte. Sam wagte den Koffer also nicht zu verlieren, so daß er nun in Franks Hotelzimmer stand, wo er ihn weiterhin ungestraft ärgern durfte. Welche Bosheit!

An diesem Morgen hatte Sam das übrige Gepäck in Ordnung gebracht und eben seinen zwar wehrlosen, darum aber doch nicht minder höhnischen Gegner wie ge-

wöhnlich mit einem kräftigen Fußtritt in die Ecke befördert, als plötzlich Frank in der Tür erschien.

«Du bist wohl nicht ganz bei Trost, mein Junge», herrschte er ihn an. Sam dachte natürlich keinen Augenblick daran, demütige Reue zu zeigen. Wenn er sonst bei einer Untat ertrappt wurde, pflegte er wie ein begossener Pudel dazustehen und das Zornesgesicht seines Herrn über sich ergehen zu lassen. Doch diesmal fühlte er sich zu sehr im Recht.

«Trag mir den Koffer sofort in mein Arbeitszimmer oder besser noch in mein Schlafzimmer!»

Sam lud sich den Koffer, der nicht sehr schwer wog, auf seine breiten Schultern und suchte eine Ecke, wo er ihn hinstellen konnte.

«Nicht dorthin!», sagte Gerald, «da kann man ja nichts sehen. Stell ihn unters Fenster, auf den Teppich da!»

Sam stellte den von vielen Fußtritten verbeulten Koffer auf den Boden ab und harpte der Dinge, die nun kommen sollten.

«Schlüssel ist weg», meinte er schließlich.

«Das weiß ich. Er ist eben verloren gegangen.»

Frank sprengte das Schloß auf und wollte eben den Deckel öffnen, als er plötzlich das vor Neugier fast schwitzende Gesicht seines Dieners neben sich auftauchen sah. Mit drohendem Finger jagte er ihn aus dem Zimmer und riegelte die Tür ab, wartete aber noch eine Weile, ehe er wieder an den Koffer zurückging. Nachdenklich blieb er vor ihm stehen. Er, der sonst stets gewöhnt war, seine Entschlüsse schnell zu fassen und sie auf der Stelle auszuführen, schien diesmal lange zu zögern. Ihm war es, als ob eine innere Stimme ihn davor warnte, den Koffer näher zu untersuchen, an den er seit Jahren nicht mehr gedacht hatte und den er wohl auch weiterhin vergessen hätte, wenn er nicht zufällig Zeuge jenes kleinen Ereignisses mit Sam geworden wäre. Dieses an sich so gleichgültige Vorkommnis brachte ihn aus aller Fassung. Hatte er nicht immer geglaubt, daß die Vergangenheit, an die ihn der Anblick des Koffers nun unversehens erinnerte, tot sei, und mußte er nicht die Entdeckung machen, daß ein weit zurückliegendes Erlebnis, das er für erledigt hielt, von neuem mit einer Macht auf ihn einstürzte, die ihn beunruhigte, weil sie das Gleichgewicht seines Lebens zu zerstören drohte?

«Also los», sagte er laut, als wenn er sich selbst hätte Mut machen müssen.

Der Koffer war fast leer. Er enthielt nur ein paar Kleider und Wäschestücke. Eine Photographie fand sich nicht, ebenso wenig irgendwelche Briefe oder Ausweisepapiere. Richtig, den Paß pflegt man nicht in den Koffer zu legen. Gerald atmete erleichtert auf, beinahe froh darüber, daß seine Nachforschungen ergebnislos bleiben sollten. War das so schlimm? Er würde nichts von dem herausbekommen, was er plötzlich so gern wissen wollte. Nun, wenn es nicht anders sein sollte, auch gut. Damit war die Sache

ein für allemal für ihn erledigt, und er würde nie wieder an sie denken.

Und trotzdem, wozu hatte er den Koffer dann drei Jahre mit sich herumgeschleppt?

Schon wollte er ihn wieder zuklappen, als er plötzlich ein unter einem Rock verstecktes Buch mit seltsamem Einband bemerkte. Es war ein alter Geschichtsschmücker aus dem Périgord, eine Chronik von Sarlat und den umliegenden Dörfern, die, wie ein kurzer Blick in das Vorwort ergab, einen vor vierhundert Jahren lebenden Mönch namens Tarde zum Verfasser hatte. Aufmerksam blätterte Gerald in den vergilbten Blättern. Auf der letzten Seite entdeckte er einen Namen, der offensichtlich von einer Kinderschrift hingekritzelt war. Er las I. J. Didier. Darunter stand eine kaum noch lesbare Adresse, die er als St-Julien entzifferte.

Eine Weile lang blieb er, die Hand gegen die Augen gepreßt, in Nachdenken versunken stehen, dann ging er entschlossen auf einen kleinen Sekretär aus Ebenholz zu, dessen Geheimschloß er öffnete und aus dessen Schubfach er eine Brieftasche hervorholte, deren Inhalt er auf dem Tisch ausschüttete. Es waren Briefe und lose Notizblätter, die er mit hastigen Fingern durchstöberte. Dabei fiel ein Gegenstand zu Boden, der sich als ein kleiner Armring erwies. Gerald untersuchte ihn genau. Vielleicht war es eine jener Kriegserinnerungen, wie sie die Soldaten manchmal in den Schützengräben aus irgendwelchen Eisensplintern zusammenzubasteln pflegten. Auf der Innenseite des Ringes war der Name Irene eingraviert.

Dann ergriff er das Buch mitsamt dem Ring, packte beide wieder zusammen und verschloß sie sorgfältig in einem kleinen Kästchen.

Bald darauf klopfte es an die Türe. Sam steckte sein braunes Gesicht durch die Ritze und rief:

«Es ist Herr...»

«Ich empfangte heute niemanden. Das weißt du doch.»

«... Herr Savière.»

«Aha, das ist etwas anderes. Laß ihn hereinkommen.»

Für Savière machte er stets eine Ausnahme. Er war sein bester Freund, obwohl es schwer gewesen wäre, zu sagen, worauf ihre Freundschaft beruhte. Die beiden Männer waren durch keinerlei gemeinsame Anschauungen oder Gedanken miteinander verbunden. Sie hatten den größten Teil ihrer Jugend zusammen verbracht. Das war alles. Für die Art wissenschaftlicher Arbeit, der sich Luc Savière gewidmet hatte, vermochte Frank Gerald überhaupt kein Verständnis aufzubringen. Eigentlich begriff er es niemals recht, wie jemand Professor für Kunstgeschichte und Aesthetik werden konnte, wie jemand seine Lebensaufgabe darin sehen konnte, Vorlesungen im Collège de France zu halten. Er verstand die Bewunderung, die die Studenten ihm entgegenbrachten, nicht, und rühmte ihm gar jemand die Bücher, die sein Freund noch neben aller Semesterarbeit schrieb, so zuckte er nur die Achseln. Die ganze Universität war in seinen Augen überflüssig und ihre Professoren wirklichkeitsfremde, daher schwächliche Menschen, die im Leben keine Rolle spielten. In seinen Augen zählte nur die praktische Tat, der zähe Kampf um den Erfolg. Wenn sein älterer Kamerad überhaupt kämpfte, meinte er, so bestenfalls in einem Elefantenbeintum. Wirtschaftlich gesehen waren Menschen wie er eigentlich überflüssig. Sie lehrten tote Weisheit, und die Stätten, an denen sie ihre Weisheit verkünden durften, waren lächerliche Institutionen. Gerald las nur wenig. Von wissenschaftlichen Dingen wußte er nur die allerelementarsten Grundbegriffe, verstand es aber, sich alle für ihn notwendigen Kenntnisse im Bedarfsfall mit spielender Leichtigkeit anzueignen oder sich mit unfehlbarem Instinkt die Leute zu suchen, die sie besaßen. Romane interessierten ihn nicht. Was hätten sie ihn auch lehren können? Auf seinen Reisen durch die Welt hatte er Menschen aller Art und aller Rassen gesehen. Er hatte Abenteuer miterlebt, die sich kein Romancier ausgedacht hätte, weil nur der Zufall sie hervorbringen kann. Bisweilen, wenn er auf einem Ozeanriesen übers Meer fuhr und eine Mußestunde fand, öffnete er ein Buch, das ihn aber nach kurzer Zeit schon wieder langweilte.

«Ich werde nie dahinterkommen, wie man ein Buch lesen muß», erklärte er seinem Freund.

«Weil du dir keine Zeit läßt, in Ruhe zu lesen», antwortete Savière.

«Vielleicht werde ich erst Zeit dazu finden, wenn ich mir den Luxus gestatten kann, ein so greisenhaftes Dasein wie du zu führen.»

«Gib dir keine Mühe. Du wirst niemals so alt und weise wie ich werden.»

Solche Wortgefechte, so feindselig sie bisweilen auch scheinen mochten, endeten aber jedesmal mit Händeschütteln und Lachen. Im Grunde genommen hatten sich die Freunde gern und wußten, daß sie einander oft für Tage und Wochen unentbehrlich sein konnten. Frank fühlte trotz allen Spottes und allen Selbstbewußtseins doch deutlich, daß ihm etwas fehlte, was sein Freund besaß.

«Wann werde ich wohl dazu kommen, etwas seßhafter zu werden, und du, deine schreckliche Lesewut aufzugeben?», fragte er lachend.

«Vielleicht dann, wenn du gelernt hast, ein Buch zu lesen, und ich meine Koffer für eine Weltreise packe.»

(Fortsetzung folgt)



Johannes Müller

Der bekannte deutsche Schriftsteller begeht am 19. April seinen 60. Geburtstag. In seinen vielgelesenen Zeitschriften und Büchern nimmt er in ebenso origineller wie tiefgründiger Art Stellung zu den Problemen der persönlichen Bildung und Lebensführung, wie auch zu den aktuellen Zeitfragen.

Aufnahme Rodestock-Eimau